

Pieter van Os

Versteckt vor aller Augen

Eine Überlebensgeschichte

Ausgezeichnet
mit dem
Libris-Geschiedenis-
und dem **Brusse-**
Preis 2020

EUROPAVERLAG

EUROPAVERLAG

Pieter van Os

**Versteckt
vor aller
Augen**

Eine Überlebensgeschichte

Aus dem Niederländischen von
Annette Wunschel

EUROPAVERLAG

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel *Liever dier dan mens. Een overlevingsverhaal* bei Uitgeverij Prometheus, Amsterdam, Niederlande.

© 2019 Pieter van Os

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

Diese Publikation wurde durch die freundliche Unterstützung der
Niederländischen Stiftung für Literatur ermöglicht.

Dem Deutschen Übersetzerfonds dankt die Übersetzerin für die großzügige
Förderung ihrer Arbeit.

1. eBook-Ausgabe 2022

© der deutschsprachigen Ausgabe 2022

Europa Verlag in der Europa Verlage GmbH, München

Umschlaggestaltung und Motiv: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
Zürich, unter Verwendung eines Fotos von © Getty Images / Bettmann

Lektorat: Silwen Randebrock, Berlin

Layout & Satz: Robert Gigler, München

Gesetzt aus der Adobe Garamond LT

Konvertierung: Bookwire

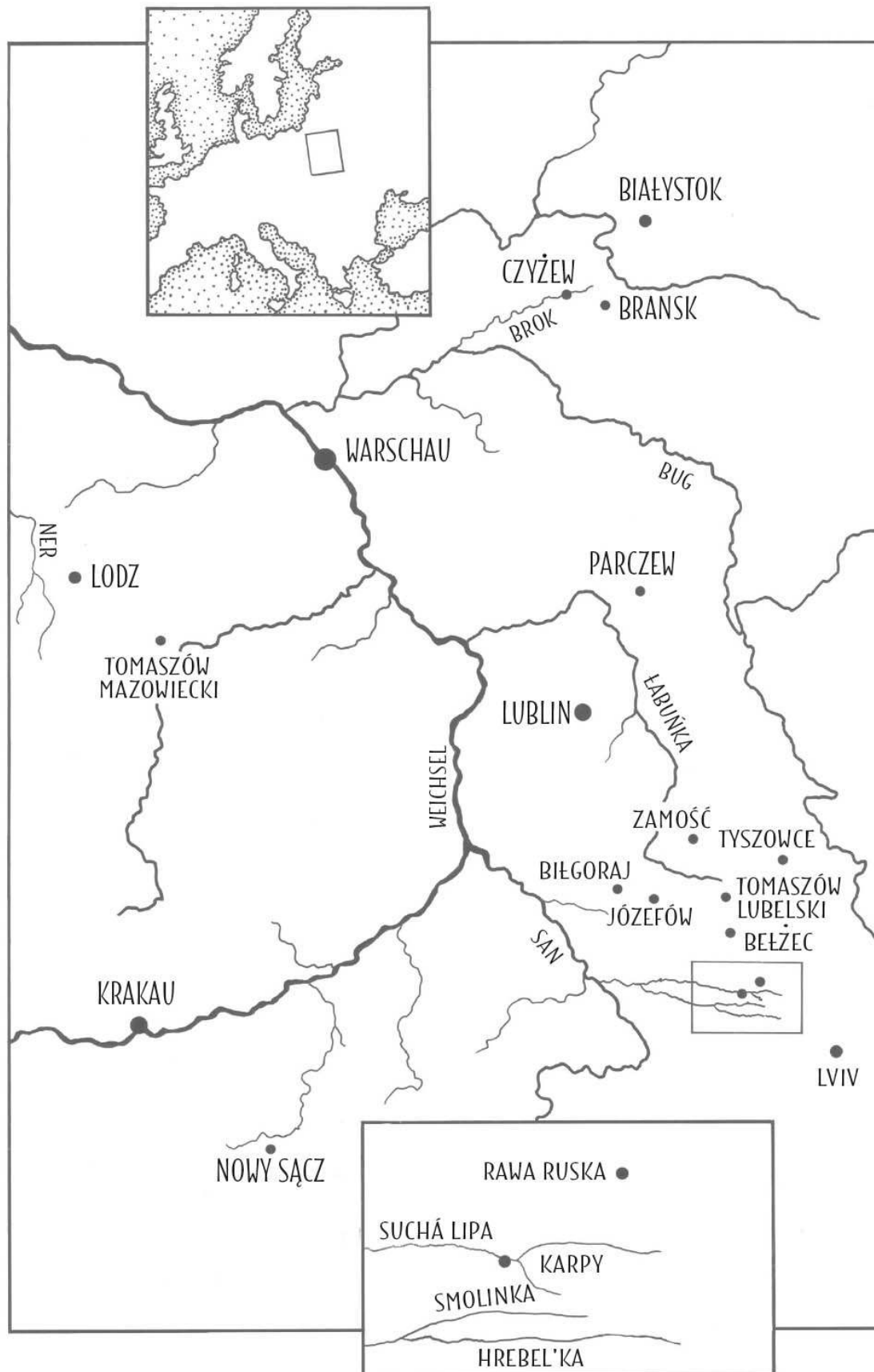
ePub-ISBN: 978-3-95890-429-3

Das eBook einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Der Nutzer verpflichtet sich, die
Urheberrechte anzuerkennen und einzuhalten.

Alle Rechte vorbehalten.

www.europa-verlag.com

Für Henk und Heleen



Stammbaum

Azriel Kiessel (1842–1912)

Lazer Meir Saper (1840–1910)

Mala Rivka Kizel (1842–1920)

Enia Rivka Tauber (1848–1926)

Sender Izaak/Yitzhak Kizel
1881–1941*)

×

Ester Doba Saper
(1887–1934)

Senders Schwestern:
Shifra, Ita, Surele

Esters Schwester:
Fraida/Frayde

Esters Brüder:
Litman
Chanoch/Enoch

Riven (1914–1915)

Chaja (1915*–1942*)

– Sohn: Samek Waserman (1935–1942*)

Sarah/Sure (1916–1942*)

– Tochter: Dziunka Trager (1939–1942*)

Azriel (1918–1942*)

Miru/Mira (1920–1942*)

Alter (1922–1942*)

Mala (1926)

– Sohn: Mosche Izaak (1946)

– Tochter: Esther (1949)

Pinchas/Pinie (1927–1942*)

Meir (1929–1942*)

* Angabe ungesichert

Inhalt

- 1 Der Bug (Prolog)
- 2 Der Brok
- 3 Die Weichsel
- 4 Die Suchá Lipa
- 5 Die Smolinka
- 6 Die Hrebek'ka
- 7 Die Amstel
- 8 Die Weser
- 9 Die Neiße
- 10 Die Elbe
- 11 East River
- 12 Die Wolga
- 13 Noch einmal die Weichsel
- 14 Der Ner
- 15 Die Sołokija
- 16 Die Nysa Kłodzka oder östliche Neiße

- 17 Der Bober
- 18 Der Tannenreutherbach
- 19 Der Ajalon
- 20 Die Bosbaan (Epilog)

Dank

Personenregister

1

Der Bug (Prolog)

»Sammelt so viel wie möglich ... Sortieren können sie es nach dem Krieg.«

EMANUEL RINGELBLUM, Historiker

Einmal am Tag warf die Bäuerin beim Schweinefüttern im Stall die Essensabfälle ihrer Familie neben den Trog. Durch eine kleine Öffnung im Boden landeten die Abfälle bei den fünf hungrigen Menschen, die hier untergetaucht waren.

Unter dem Schweinestall würde niemand nach Juden suchen, hatte ihr Mann vermutet. Er behielt recht. Drei überlebten den Krieg, auch wenn sie bei der Befreiung keine Ähnlichkeit mehr mit den Personen hatten, die drei Jahre zuvor an seine Tür geklopft hatten.

Wenige Essensabfälle am Tag – davon kann ein Mensch auf die Dauer kaum leben, und tagelang in der Hocke auszuharren, richtet Körper und Seele zugrunde. Die beiden Untergetauchten, die nicht überlebten, wollten das Versteck im Weiler Godlewo Wielkie eigentlich nur kurz verlassen, um ein paar Habseligkeiten zu holen, die sie in

der Nähe ihres eigenen Hauses versteckt hatten. Das hatten sie wahrscheinlich in der Hoffnung getan, sie könnten die Sachen mithilfe des Bauern oder direkt bei ihm gegen zusätzliche Nahrungsmittel tauschen, oder um sich besser vor Ratten, Frost, Regenwasser oder dem Gestank der Schweineexkreme zu schützen. Doch der kurze Ausflug wurde ihnen zum Verhängnis.

Den Bauernhof gibt es noch. Er dient heute im Garten eines später gebauten Hofes als Scheune. Sonne und Regen haben das Holz über die Jahrzehnte mausgrau verfärbt. An den Mauern des etwa fünfzehn Meter entfernten neuen Hofes blättert der Putz ab; darunter treten große, achtlos aufeinandergemauerte Ziegel hervor.

Die Scheune weist in eine ferne Vergangenheit, der Hof in eine Zukunft, die auch schon wieder verstrichen ist. Er sieht aus wie ein Mini-Mehrfamilienwohnhaus, quadratisch mit Flachdach, zwei Stockwerken und zwei identischen Balkonen. Eine Satellitenschüssel rundet das Ganze ab. Die Balkone sind so winzig, dass sie allenfalls genutzt werden können, um den Müll draußen abzustellen. *Kostka PRL-owskas*, Kommunistenwürfel, nennen die Polen diese Höfe. Es sind Miniaturausgaben der Wohnhäuser, die während der Volksrepublik Polen (PRL) in den Großstädten wie Pilze aus dem Boden schossen, die sogenannten »bloki«.

Vier Jahre habe ich in Warschau, Polens Hauptstadt, gelebt, einer Stadt voller solcher Wohnhäuser. Von dort fuhr ich auf der Suche nach Personen und Orten in einem erschütternden historischen Zeugnis immer wieder in den Osten, meistens entlang des polnischen Flusses Bug. Während dieser Exkursionen versuchte ich mir die Würfelhäuser wegzudenken, denn eine der wenigen unverrückbaren Tatsachen in der Geschichte, der ich auf

der Spur war, war die Zeit der Handlung: Sie liegt vor 1946, in einer Welt ohne Wohnbauernhöfe.

Deshalb konzentriere ich mich in dem Garten in etwa 100 Kilometer Entfernung von Warschau auf die Holzscheune. Denn sie hatte schließlich während des Krieges als Hof fungiert. Ausgehend von hier suche ich den Schweinestall, der dahinter oder daneben gestanden haben muss.

Die Untergetauchten haben das Erdloch zusammen mit dem Bauern und seinem Sohn im Sommer 1941 ausgehoben, kurz nachdem die Deutschen auch diesen Teil Polens besetzt hatten. Der Bauer, der Sohn und die Untergetauchten gruben bis in knapp zwei Meter Tiefe. Dafür benötigten sie zwei Tage. Ich kann die Stelle nicht finden, wo der Schweinestall gestanden hat. Leider gibt sich der heutige Besitzer des Bauernhofs keine besondere Mühe, ihn zu finden. Eine ziemlich seltsame Geschichte sei das, meint er, und wiederholt bis zum Überdruß, dass er den Besitzer aus den Vierzigerjahren nicht mehr kennengelernt hat. »Ich bin neu hier.« Angekommen ist er in den Fünfzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts; seither lebt er hier.

Eine polnische Freundin begleitet mich als Dolmetscherin. Auf der Rückfahrt nach Warschau fragt sie mich, was die Untertauchgeschichte auf dem Bauernhof mit dem Buch zu tun hat, an dem ich schreibe. Ich stammle ein paar Sätze, etwa dass die polnischen Juden, die sich bei dem Bauern versteckten, aus Czyżew kamen, einer Siedlung (heute Stadt), die bis 2010 Czyżew-Osada hieß und vor langer Zeit das Heimatschtetl der Mutter meiner Protagonistin und ihrer Großeltern mütterlicherseits war. Der Bauernhof in Godlewo Wielkie liegt 6 Kilometer südlich davon. Außerdem, sage ich, geht es darin um jüdische Polen, die versuchten, auf dem polnischen Land zu

überleben, was meine Hauptperson ebenfalls einige Monate lang versucht hat.

Meine polnische Freundin lacht. Wenn du so anfängst, kannst du die Reise endlos ausdehnen. Sie rechnet vor: In Czyżew waren 85 Prozent der Bevölkerung jüdisch, also umgerechnet ein paar Tausend Personen. Ist jeder einzelne ihrer Versuche zu überleben relevant für mein Buch? Sie rechnet schnell weiter: Im Polen von 1939 lebten rund 3,5 Millionen jüdische Staatsbürger, davon versuchten mehr als 250.000 auf dem Land unterzutauchen.

»Müssen wir jede dieser Geschichten kennen, damit wir die deiner Hauptperson richtig einordnen können?«

Die Hauptperson, von der sie spricht, ist eine Dame in Amstelveen, die in einer orthodoxen jüdischen Familie in einem Viertel in Warschau aufgewachsen ist, das später das Herzstück des Warschauer Ghettos bilden sollte: eine Art öffentliches Gefängnis, entworfen von den deutschen Besatzern. Sie hat den Krieg als einzige in ihrer Familie überlebt, allerdings nicht, indem sie unter Schweinen lebte, sondern indem sie sich als jemand anderes ausgab, sich in einer Zeit, in der die Identität darüber entschied, ob man am Leben blieb oder nicht, verschiedene Namen und Lebensgeschichten zulegte.

Die polnische Freundin und ich schweigen. Ich tue so, als sei ich brennend an den Dutzenden, wenn nicht Hunderten Reklametafeln interessiert, an denen wir vorbeifahren. Oft trennen sie die Straße und einen ausgetrockneten Kanal von niedrigem Grasland und kleinen, frisch gepflanzten Kiefernwäldchen. Die Welt zwischen Czyżew und Warschau ist ziemlich eintönig. Die polnische Freundin fragt behutsam:

»Müssen wir wirklich noch nach Breslau, um Czesław Cholewicki zu sprechen?«

Der besagte Cholewicki ist der Sohn des Bauernpaares in Godlewo Wielkie, das Menschen unter seinen Schweinen versteckte. Nach dem Krieg zog er als Fünfzehnjähriger in den Westen des Landes, in ehemals deutsches Gebiet, das zu einem Teil Polens geworden war.

Die Neugier ist stärker als die Vernunft. Nur wenige Tage später sitzen wir nach weiteren Autostunden in einem Steinhaus in einem Bauernweiler bei Breslau auf dem Sofa. Vor uns der achtundachtzigjährige Cholewicki, der die Geschichte aus dem Gedächtnis erzählt. Ich mache einzelne Themen aus: Wie er und sein Vater unter dem Schweinestall eine Grube aushoben und aus zwei darüber gelegten Bäumen und einer Menge Äste und Schlamm einen neuen Estrich herstellten; wie die Untergetauchten durch die angebaute Hundehütte ein bisschen Luft bekamen und dass sie nachts kurze Zeit hinaus durften, um im Freien ihre verkrampften Glieder zu strecken; dass sein Vater dem Hund beigebracht hatte, keine Notiz von den Untergetauchten zu nehmen und der Hof glücklicherweise am Waldrand lag, sodass die Hunde der Nachbarn nicht schon beim ersten Geräusch und bei der ersten Bewegung in dem Erdloch anschlugen. Was das weitere Schicksal der Untergetauchten angeht, fasst sich Cholewicki kurz. Die beiden, die sich auf die Suche nach ihren Sachen gemacht hatten, fand sein Vater ein paar Tage später tot im Wald. Es sei unwahrscheinlich, dass die Deutschen sie getötet hätten. Es habe in der näheren Umgebung kaum welche gegeben, außerdem sei keine Kugel zum Einsatz gekommen.

»Die Deutschen waren dafür bekannt, dass sie Menschen mit Kugeln töteten und nicht mit Knüppeln oder Heugabeln.«

Die verbliebenen drei Untergetauchten harrten noch bis zum zweiten Tag nach der Befreiung im Frühjahr 1944 in

ihrem Versteck aus. Dann kehrten sie zu ihren geplünderten Häusern in Czyżew zurück, die im Gegensatz zu den größeren Häusern am Hauptplatz nicht in den Besitz polnischer Katholiken übergegangen waren. Die Nachricht von ihrer Rückkehr verbreitete sich in Windeseile. Eine Gruppe bewaffneter Polen schaute auf der Suche nach Geld, Gold oder anderen Wertgegenständen bei ihnen vorbei. »Es herrschte die Vorstellung, dass Juden, die alles überlebt hatten, sehr reich sein müssten«, erklärt Cholewicki. »Aber diese Menschen besaßen nichts.«

Die bewaffneten Polen töteten den Vater, die Mutter und die Tochter, die zwei Jahre in dem Erdloch unter den Schweinen gelebt hatten. Anschließend zogen sie weiter zu dem Bauernhof in Godlewo Wielkie. Der Hund der Cholewickis kündigte ihr Kommen an. Der junge Czesław rannte durch die Hintertür ins Freie und versteckte sich im Gebüsch. Von dort hörte er, wie die Polen gegen seinen Vater wüteten.

»Wo ist das Judengold?!«

»Wo hast du es versteckt?!«

Die Männer fanden nichts. »Sie verprügelten meinen Vater so, dass er nicht mehr aufstehen konnte.« Er erlag wenige Tage später seinen Verletzungen.

Die polnische Freundin hat recht, es ist ein Seitenpfad, einer von vielen. Trotzdem glaube ich, dass dieser Ausflug relevant war. Nicht nur, weil sein bedrückendes Grauen exemplarisch ist für sämtliche Seitenpfade, auf die jeder stößt, der sich östlich von Berlin auf Zeitreise begibt, sondern auch, weil mir im Gespräch mit Cholewicki zum ersten Mal aufgegangen war, dass ich einer Illusion nachjagte. Ich hatte lange versucht, alles auszuradieren, die würfelförmigen Bauernhöfe, die Reklametafeln, die wie Paläste gebauten Restaurants, die Hunderten

Kreisverkehre, die nach Johannes Paul II. benannt sind, die minzgrüne Farbe, mit der die Bewohner ländlicher Gebiete in Polen so gerne ihren Außenputz streichen. Durch dieses Wegdenken hoffte ich in die Zeit vor 1946 zurückzukehren, um besser beschreiben zu können, in welcher Welt meine Hauptperson lebte. Aber nach dieser weiteren traurigen Geschichte begriff ich, dass ich nach einer Kulisse gesucht hatte, die wahrscheinlich nie existiert hat, vielleicht einer fixen Idee von einer traumhaften Märchenwelt voller bunter Siedlungen, malerisch eingebettet in eine hügelige Landschaft, schattig, grün, mit ruhig fließenden Bächen, singenden Vögeln und wogendem Korn; wo das Leben einfach und unkompliziert war, und zugleich erfüllt von einem mächtigen Gemeinschaftsgefühl.

Diese Geschichte war eine Art letzter Anstoß, denn all meinen Projektionen zum Trotz war langsam die Erkenntnis gereift, dass diese idealisierte Welt ohne Reklametafeln, Wohnblocks und verregnete Kreisverkehre nicht plötzlich aus dem Boden wachsen würde. Ich sah ein, dass es hier auch vor achtzig Jahren flach, nass und kalt gewesen war, die Menschen wie überall zu erschreckender Erbarmungslosigkeit fähig und die Armut hässlich und gemein. Nicht umsonst beherbergte das Städtchen Czyżew vor dem Krieg zwei Menschenschmuggler, Männer, die gegen Bezahlung dafür sorgten, dass man nach Amerika, Kanada oder Argentinien oder zur Not einfach nach Deutschland oder in die Tschechoslowakei auswandern konnte.

Diese Menschenschmuggler lebten in Czyżew mitten zwischen Maurern, Hausierern, Metzgern und Bäckern, drei Eierhändlern, ein paar Dachdeckern, einem Uhrmacher, zwei Schreibern, einem Hutmacher, einem Schmied und Dutzenden »Luftmenschen«, wie diejenigen Mitbürger bezeichnet wurden, die auf Almosen angewiesen

waren. Für jeden fünften jüdischen Polen, weiß ein Bericht von 1939, war Sozialhilfe die einzige Einnahmequelle.



Der Journalist Rafael F. Scharf, der den Krieg als Korrespondent in London überlebte, setzte sich im Alter intensiv für eine Verbreitung des Wissens über die jüdische Welt seiner Jugend ein. Dabei sei es wichtig, äußerte er in einer Reihe von Vorträgen, »den richtigen Kurs zwischen Nostalgie und Wirklichkeit zu halten«. Richtig sei, dass die über 3 Millionen Juden im Vorkriegspolen den »größten, vitalsten und kreativsten Zweig des jüdischen Volkes« bildeten. Sie waren »eine Quelle, aus der ein Beitrag zum literarischen, musikalischen und wissenschaftlichen Erbe der Menschheit entsprang, und das in so verschiedenen Fächern wie Talmudstudien und moderner Physik«. Auf der anderen Seite sei das von den Deutschen begangene Verbrechen zu groß, als dass irgendeine Idealisierung der Vergangenheit es noch größer erscheinen lassen könnte. Außerdem stünde eine solche Idealisierung der Erkenntnis der historischen Wirklichkeit im Weg.

Diese Perspektive hat die Gespräche ergänzt, die ich mit der Protagonistin dieses Buchs führte, Mala Rivka Kizel, deren Überlebensgeschichte mich durch die Geschichte Mitteleuropas im 20. Jahrhundert geführt hat. Heute heißt sie Marilka Schlafer. Wohnort: Amstelveen. Geboren: Februar 1926 in Warschau als sechstes Kind einer Familie mit acht Kindern.

Für mich ist Mala Frau Schlafer. Ich habe sie mehrmals in ihrer gemütlichen, sonnendurchfluteten Wohnung in einem Reihenhausviertel irgendwo zwischen Bosbaan und Amstel besucht. Besucher empfängt sie mit Keksen und Kaffee an

einem runden Tisch. An der Wand hängen gerahmte Fotos, neuere Bilder von ihren Kindern und Enkelkindern und von ihr selbst mit Freundinnen aus dem örtlichen Bridgeklub Nieuwer Amstel. Sie stehen lächelnd um sie herum, während eine verschmitzt dreinblickende Frau Schlafer einen Silberpokal in den Händen hält.

Mala ist das Kind von Ester Doba Saper und Sender Yitzhak Kizel. Sie skizziert ihre Kindheit in Farben und Strichen, die so gar nicht mit den traumhaften Gemälden eines Marc Chagall übereinstimmen, auf denen jüdische Shtetl-Bewohner über bunten Holzhäusern schweben, hier und da mit einer Geige im Arm und meist umringt von mythischen und sogar lächelnden Tieren. Mala liebte ihre Eltern. Sie hat um sie getrauert und tut es immer noch, fast acht Jahrzehnte nach ihrem gewaltsamen Tod. Gleichzeitig scheut sie sich nicht mir zu sagen, dass ihre Eltern ihr – einem Mädchen! – kaum Beachtung schenkten. »Als Bub warst du besser dran.« Außerdem litt ihre Mutter an einer ansteckenden Krankheit, wahrscheinlich Tuberkulose, man durfte ihr also nicht zu nahekommen. Ging es der Mutter besser, hatte sie in einem von ihr geführten Spielzeugladen alle Hände voll zu tun. Mala: »Ich sah sie nicht oft. Ich glaube, ich bekam ein einziges Mal einen Kuss von ihr aufs Bein, als sie mir die Schnürsenkel zuband.«

Ihr Vater widmete sein Leben dem Studium der Tora und der Ausbildung junger Talmudgelehrter. Unterrichtet wurden nur Jungen, versteht sich. »Mein Vater war eigentlich der Meinung, man dürfe Mädchen nicht mal anschauen, selbst dann nicht, wenn es die eigene Schwester war.« Das vermittelte er auch Malas Brüder, die natürlich angehalten waren, nach den Glaubensregeln zu leben. Die Geburt eines Söhnchens wurde ausgiebig mit Geschenken und Süßigkeiten gefeiert. Diejenige eines Mädchens ging in Stille vorüber. »Mein Vater hat mir nie

auf die Schulter geklopft oder mir über den Kopf gestrichen.«

Mala ist klein gewachsen, weder schlank noch rundlich, eher robust. Ihr gepflegtes weißes Haar wellt sich über den scharfen, wachen Gesichtszügen. Erstaunlich unbekümmert erzählt sie mir von Ereignissen, in denen sich die tiefsten menschlichen Abgründe offenbaren. So etwas war mir bisher eigentlich weder in Publikationen noch auf Konferenzen über den Holocaust untergekommen. Sie lacht oft, aber nur selten deshalb, weil ihr etwas unangenehm ist. Gleichzeitig bagatellisiert sie nichts: In ihrer Überlebensgeschichte geht es klar um die menschlichen Abgründe. Dagegen verblassen die Meinungsartikel über das, was heute Identitätspolitik heißt, oder erhalten zumindest eine andere Färbung, denn genau davon handelt Malas Geschichte: von einer Besessenheit mit Nation, Staat, Rasse und Identität.

Eine gekürzte Version ihrer Kriegsvergangenheit hatte ich bereits kennengelernt. Ihr Enkel, Amir Swaab, hatte sie mir erzählt. Er ist ein Freund, den ich aus den Augen verloren hatte, bis ich ihn eines Tages in Warschau an einem Klavier sitzen sah. Als Berufspianist begleitete er eine niederländische Kabarettistin, die für die Niederländer in der polnischen Hauptstadt Lieder über das Leben der ehrbaren Leute im »Gooi«¹ sang. Amir ist ein Mann mit widerspenstigen Locken und einem feinen Gesicht, über das immer wieder ein verschmitztes Lächeln huscht. Ein Lächeln, das eine Unbeschwertheit suggeriert, die kaum zu seiner eher besonnenen Persönlichkeit passt. Nach dem Auftritt erklärte er mir, dass er nicht zum ersten Mal in Warschau war. Seine Urgroßmutter liege hier auf dem jüdischen Friedhof, er habe schon früher nach ihrem Grab

gesucht. Wir beschlossen, am nächsten Tag gemeinsam hinzugehen.

Der Friedhof, einer der wenigen materiellen Überreste der jüdischen Gemeinde in Warschau, hat gigantische Ausmaße. Doch wir fanden das Grab. Amir, der eine Zeit lang in Israel gelebt hat, las die hebräische Inschrift auf dem Grabstein. Seine Urgroßmutter war 1934 gestorben. Ihre Tochter, Amirs Großmutter Mala, war damals noch ein Mädchen. An diesem sonnigen Tag in Warschau hat mir Amir erzählt, wie dieses Mädchen den Krieg überlebt hatte. Die Geschichte hat mich seither nicht mehr losgelassen.

In den folgenden Monaten und Jahren gelang es mir selten, sie bündig zu erzählen. Ich verlor mich in den Details dieser ebenso unwahrscheinlichen wie wahren Geschichte, die ihr zusätzliche Bedeutung zu verleihen schienen. Gerade die Details zeigten, dass Überleben eine extreme Form des Erwachsenwerdens mit allen chamäleonartigen Fähigkeiten ist, die sich widerstandsfähige Heranwachsende unterwegs aneignen und die in einem Leben außerhalb der eigenen Gruppe offenbar unerlässlich sind. Denn Mala wuchs in einer Welt auf, in der Menschen das Sagen hatten, die, so verschieden sie auch sein mochten, alle an die Schlechtigkeit ganzer Gemeinwesen glaubten, an ethnisch festgelegte Eigenschaften, die sich nach einer Hierarchie der Herkunft, Nationalitäten und Rassen ordnen ließen.

Nach diesem Tag mit Amir in Warschau hat mir Mala in mehreren Sitzungen bei sich zu Hause ihre Lebensgeschichte erzählt. Sie hatte sie damals auch schon in ihren handschriftlichen Erinnerungen mit dem Titel »So habe ich den Krieg überlebt« ins Reine gebracht. Ich transkribierte die Aufnahmen unserer Gespräche und machte mich anschließend mit diesen zwei Hilfsmitteln,

ihrem Erinnerungsmanuskript und den Transkriptionen, auf eine Zeitreise auf der Suche nach den Städten, Dörfern, Menschen und Gebäuden, die in ihrer Geschichte vorkommen, ebenso wie nach Dokumenten, Büchern und Zeitzeugenberichten, die sie ergänzten. Diese Reise warf laufend neue Fragen auf, die ich Mala in Amstelveen oder per E-Mail stellte. Als Mitneunzigerin antwortete sie umgehend.

Meistens entpuppten sich die Antworten als Wiederholungen von Erinnerungen, die sie mir schon einmal erzählt hatte.

Langsam dämmerte mir, dass sich weiterführende Daten nicht auf Knopfdruck in ihren Kopf hineinzaubern ließen. So lernte ich mit der Zeit, sie weniger zu bedrängen. Ich musste mich mit dem begnügen, was sie erzählt und aufgeschrieben hatte, und dem, was ich in Archiven, Büchern und Gesprächen fand.

Noch etwas habe ich in Polen gelernt. Menschen können tatsächlich in der Geschichte verschwinden. In Polen, Weißrussland und der Ukraine wurden mehr noch als anderswo ganze Familien, Dörfer und Gemeinden vom Strom der Zeit fortgespült. Der Historiker Timothy Snyder hat seinem Buch über den Zweiten Weltkrieg in Ost- und Mitteleuropa nicht zufällig den sprechenden Titel *Bloodlands* gegeben. Soldaten und Zivilisten kamen millionenfach um, starben durch Mord, Hunger, Krankheit und Erschöpfung. Ein Sechstel der Personen, die 1939 die polnische Staatsbürgerschaft besaßen, überlebte die Gewalt in den acht Folgejahren nicht. Das ist der größte Anteil an Opfern, den ein Land im Zweiten Weltkrieg erbracht hat. Weitere Hunderttausende, wenn nicht Millionen, sind geflüchtet oder wurden deportiert. Es fand eine »ethnische Flurbereinigung« von beispiellosem

Ausmaß statt. Die Ruinen und Massengräber im Gebiet zwischen Berlin, Minsk und Kiew bildeten gleichsam eine Tabula rasa, auf der die totalitären Führer versuchten, eine neue, »reine« Welt aufzubauen. Wie wollte ich da die alte Welt wiederfinden?

Malas Schule kann vielleicht als Beispiel dienen. Sie hatte sie »die schönste Schule Polens« genannt, außerdem wusste sie noch den Namen der Straße, in der sich die Schule befand. Das klingt nach einer einfachen Recherche. Trotzdem dauerte es Wochen und ich musste mehrere Experten befragen, bis ich die Schule gefunden hatte. Soll heißen: bevor ich den ersten Beweis für ihre Existenz erhielt. Von dem Gebäude selbst stand schon seit fünfundsiebzig Jahren kein Stein mehr an seinem Platz.

Anderes Beispiel: In dem, was heute die Ukraine ist und bis 1939 Ostpolen war, suchte ich die Kirche, in der ein Priester Mala einen Taufschein ausgestellt hatte. »Du willst dich nicht taufen lassen«, hatte er gesagt, »du willst am Leben bleiben«, und ihr den Taufschein eines Mädchens vom Land überlassen, deren Namen Mala noch weiß. Aber auch das nützte nichts. Die Archive der regionalen Kirchen haben die Gewalt und die politischen Umwälzungen nicht überlebt. Ich wandte mich brieflich an die Diözese Lemberg, stattete einem nahe an der Kirche gelegenen Kloster einen Besuch ab und beschaffte mir einen Termin im Kirchenarchiv in Warschau: Nichts brachte mich dem Priester näher, der Mala geholfen hatte.

Dass ich es immer wieder versuchte, hat wohl mit meinen Erfahrungen im Journalismus zu tun, wo die Vorstellung herrscht: Eine Quelle ist keine Quelle. Also habe ich meine Reisen fortgesetzt, getrieben von dem Wunsch, diese Geschichte aus einer fernen Vergangenheit in der Gegenwart bestätigt zu finden.

Glücklicherweise konnte ich mich auch an das nahe bei meiner Wohnung gelegene Jüdische Historische Institut in Warschau wenden, das sich zum Dreh- und Angelpunkt dieser Recherche über Malas Leben auswachsen sollte. Es ist ein recht bemerkenswertes Institut – gegründet wurde es nach der Entdeckung zweier großer Milchkannen und mehrerer Metallkisten in einigen Metern Tiefe unter den Trümmern des früheren Ghettos. Der Historiker Emanuel Ringelblum hatte sie im Frühjahr 1943 in den Kellerböden mehrerer Häuser versteckt. Ringelblum wusste, dass die vollständige physische Zerstörung des Ghettos unmittelbar bevorstand, da er über die Pläne der Bewohner im Bilde war, mit einer begrenzten Anzahl von Waffen einen Verzweiflungsaufstand zu wagen: den Ghettoaufstand von Warschau.

Die Papiere in den Milchkannen und Kisten waren Texte und Statistiken, die Ringelblum und seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen seit der Errichtung des Ghettos verfasst und gesammelt hatten. Ihr Ziel war es, möglichst viele Informationen über die letzten Atemzüge der jüdischen Gemeinde in Polen und insbesondere in Warschau festzuhalten. Die Gruppe um Ringelblum bestand aus fünfzig bis sechzig Historikern, Schriftstellern, Lehrern, Journalisten, gesellschaftlich engagierten Frauen und Männern, selbst Kindern, wie Ringelblum notiert, die schrieben und deutsche Propagandaplakate, Kinderzeichnungen, Lebensmittelgutscheine, Zwangsvollstreckungsbescheide, Konzertankündigungen, Tagebuchauszüge und sogar Bonbonpapiere und Straßenbahnfahrkarten sammelten. Sie gaben medizinische Gutachten über die Auswirkungen des Hungers in den verschiedenen Ghettos in Auftrag, schrieben eigene Reportagen über alle Facetten des Holocaust und fanden obendrein heraus, wie die Vernichtungslager Treblinka und

Chełmno funktionierten; dies alles, um zu verhindern, dass künftige Historiker allein auf Auskünfte von Tätern, Kollaborateuren und bloßen Zuschauern angewiesen waren. Die enorme Arbeitsintensität und die Vielfältigkeit des gesammelten Materials waren in Ringelblums Geschichtsauffassung begründet; der Historiker hatte auch als Sozialarbeiter und Journalist gearbeitet und war sich der persönlichen Färbung und Verzerrung, die jeder Chronist seinen Beschreibungen verleiht, deutlich bewusst. »Zur Erreichung von Objektivität und um ein möglichst genaues und breites Bild des Kriegsgeschehens im jüdischen Leben zu erhalten«, schrieb er, »ließen wir dasselbe Ereignis von möglichst vielen Personen beschreiben. Durch den Vergleich der verschiedenen Darstellungen vermag der Historiker zur historischen Wahrheit zu gelangen, dem tatsächlichen Gang der Ereignisse.«

Drei Mitglieder des »Archivs« überlebten den Krieg. Einer der drei spielte eine wichtige Rolle beim Auffinden des Materials unter den Trümmern des Ghettos. Im September 1946 wurden bei Ausgrabungen die ersten Milchkannen geborgen, einige Jahre später eine zweite Ladung. Ein dritter, vermuteter Teil der Dokumente wurde bis heute nicht gefunden. Das Institut, das nach Ringelblum benannt wurde, konnte die aus den Kannen und Kisten geborgenen 35.000 Blatt Material im Laufe der Jahre durch Vorkriegsdokumente ergänzen, die die Katastrophe überstanden haben – Heirats- und Geburtsurkunden, jiddische Zeitungen, die Verwaltungsunterlagen von Hilfsorganisationen. Darüber hinaus sammelte das Ringelblum-Institut eine wachsende Anzahl von Lebenserinnerungen Überlebender und ermöglichte den Zugang zu digitalisierten Datenbeständen verschiedenster

Organisationen weltweit, die Tausende mündliche und schriftliche Erinnerungen Überlebender enthalten.

So wurde ich durch das Institut in die Lage versetzt, ein wenig um die Ecke zu denken, wenn Mala nach bestem Wissen und Gewissen versicherte: »Das weiß ich nicht« oder: »Das weiß ich nicht mehr«. Diese Sätze sagte sie regelmäßig. Sie schien kaum je der Versuchung zu erliegen, später Gehörtes oder Gelesenes in ihre Erinnerungen einzuflechten. Genau genommen tat sie es nur, wenn ich lang genug nachgebohrt hatte, was generell nicht zu brauchbaren Informationen führt. Sie erzählte mir das, was ihr in Erinnerung geblieben war. Wenn ich mehr erfahren wollte, sollte ich mich doch bitte schön selbst auf die Suche machen. Und wenn ich ihr Leben in der Geschichte einbetten wollte, sollte ich das ruhig tun – »nur zu« –, aber nicht ständig bei ihr nachfragen. »Ich hab dir erzählt, was ich noch weiß.«

Und so begab ich mich immer öfter allein in ihre Lebenswelt, wo ich Menschen traf, die sie nie gekannt hatten oder hätten kennenlernen können. Ich vertiefte mich in die Umstände, die Mala auf eine Odyssee von Warschau und der Westukraine über Städte wie Bremen und Magdeburg bis Łódź, Waldenburg und ins israelische Lod geschickt hatte.

Auf meiner Reise durch diese Orte erfuhr ich viel über die Zeit, in der Mala sich dort aufgehalten hatte; auf diese Weise fand ich Anknüpfungspunkte, um im Ringelblum-Institut in Warschau weiterzuforschen.

Auf der Autofahrt in Richtung Bug entlang des Flusses Brok versuche ich mich gegenüber meiner polnischen Freundin für den Abstecher nach Godlewo Wielkie und die Suche nach dem verschwundenen Schweinekoben im Garten zu rechtfertigen. Ich führe andere Nebenflüsse an,

die ich bei dieser Spurensuche in Malas Lebenswelt befahren habe, als wollte ich sie überzeugen, dass der Hof, den wir soeben verlassen haben, einen gar nicht so fernen Nebenarm im großen Strom der europäischen Geschichte bildet, der meine Hauptperson mitgerissen hat. Ich erkläre ihr, dass das Buch, das ich schreibe, nicht nur Malas Überlebensgeschichte, sondern auch einen Forschungsbericht einschließt, in dem nachzulesen ist, wie ich nach Wrackteilen oder Splintern ihrer Überlebensgeschichte suche und regelmäßig die Strände beschreibe, an denen ich sie zu finden hoffe.

Schon bevor ich begriff, dass ich mich nicht zu oft mit neuen Rechercheergebnissen bei Mala in Amstelveen blicken lassen durfte, hatte ich mich über das Fehlen jeglicher Literatur - und seien es nur Bildbände - über das jüdische Vorkriegsleben in Warschau in ihrer Wohnung gewundert. Mala besaß offensichtlich nichts mehr, was sie an die Zeit erinnerte, in der sie aufgewachsen war, dabei konnte sie diese Zeit als Erzählerin höchst lebendig beschwören. Ich beschloss deshalb, ihr ein Buch mit Fotos aus den Dreißigerjahren als Geschenk mitzubringen. In Warschau reißen sich die Leute um diese Bilderbücher, die Buchläden sind voll davon.

Die Aufnahmen zeigen die Straßen rund um Malas Elternhaus, in einem Viertel, das auch vor dem Krieg schon vor allem von jüdischen Polen bewohnt wurde. Die Bilder zeigen bärtige Männer in schwarzen Umhängen mit breiten Pelzhüten oder -mützen. Bei näherem Hinschauen erkennt man über den Bärten ihre Peot oder Pejes, die charakteristischen, vor den Ohren baumelnden Schläfenlocken. Mala und ich suchten nach Bildern der Nowolipki-Straße, in der ihre Tante Surele gewohnt hatte und in der - nur zwei Häuser weiter - später Ringelblum

die zwei Milchkannen mit Archivmaterial verstecken sollte. Wir suchten nach Bildern der Miła-Straße, wo Mala aufgewachsen ist. Wir suchten nach der Adresse in der Dzika-Straße, wo sie das Schlupfloch entdeckt hatte, durch das sie aus dem Ghetto hinaus- und wieder hereinkommen konnte, derselben Straße, in der ihr Vater geboren war.

Es dauerte eine Weile, bis mir klar wurde, dass sie mit wenig Begeisterung bei der Sache war. Bilder einer nicht mehr existierenden Welt wiederzufinden war eine Beschäftigung für Nostalgiker und Historiker, die Mala nicht nötig hatte. Sie hatte nur mir zuliebe mitgemacht; sie teilte keine der Illusionen von einer idyllischen Welt in einer fernen Vergangenheit, die ich auf meinen ersten Reisen in den Osten mit mir herumschleppte.

Zweimal fragte sie mich unumwunden: »Was suchen Sie eigentlich in dieser nicht mehr vorhandenen Welt?« Und dieses Institut in Warschau, was gab es da so Wichtiges zu tun – wenn sich ja doch nicht mehr aufklären ließ, wo und wie ihre Brüder und Schwestern *genau* ermordet wurden? Denn das war eigentlich das Einzige, was sie wirklich noch gern gewusst hätte. Aber genau diese Information war nirgends zu finden.

Von den Mitarbeitern des Instituts hören wir, dass Mala mit ihrem Wunsch, gerade das zu wissen, nicht allein ist. Die Frage nach den letzten Minuten von Familienmitgliedern ist diejenige, die ihnen am häufigsten gestellt wird. »Das hat wahrscheinlich mit der Gründlichkeit und Verwaltungswut zu tun, die den Deutschen angedichtet wird«, erklärt Noam Silberberg vom Institut. »Aber das wird schrecklich überschätzt. Die meisten Opfer der Nationalsozialisten in Polen und weiter im Osten wurden ermordet, ohne eine Aktenspur zu hinterlassen.« Erfreulicherweise ist er mit mir einer Meinung, dass es mehr Gründe gibt, zu versuchen, eine

verlorene Welt zum Leben zu erwecken, als nur Erinnerungen. Dass er am Ringelblum-Institut arbeitet, ist kein Zufall.

Bleibt noch die Frage nach dem Wie. Nun, als erstes blicke ich nach Czyżew, dem Shtetl am Brok, in dem Malas Mutter Ester lebte, bis sie Anfang des 20. Jahrhunderts mit Sender Yitzhak Kizel verheiratet wurde. Dieser Sender oder Sander war ein hoch aufgeschossener Rotschopf mit dichtem rotem Bart. Wegen seiner Körpergröße nannten ihn alle »hoicher Sender« oder »langer Alexander«. Nach der ersten gemeinsamen Zeit in Czyżew nahm er Ester mit nach Warschau. Vielleicht ließ er sie auf einem Esel reiten, vielleicht nutzten sie aber auch die Eisenbahn, die schon Jahrzehnte früher nach Czyżew gekommen war. Nur mit einem Boot fuhren sie mit Sicherheit nicht, denn der Fluss Brok, der das Shtetl über den Bug und die Weichsel mit Warschau und Danzig verband, war unbefahrbar. Und das ist er bis heute geblieben.

Anstelle von Anmerkungen:

Die Devise »Sammelt so viel wie möglich. Sortieren können sie es nach dem Krieg«, das Motto dieses Vorworts, gab Emanuel Ringelblum 1941 aus. Daran erinnert sich Hersh Wasser, eines der drei Mitglieder des »Oyneg Shabes«, die den Krieg überlebten. »Oyneg Shabes« (Freude des Schabbat) ist eine traditionelle Wendung, die beschreibt, wie fromme Juden den Schabbat verbringen, und gleichzeitig der Tarnname der von Ringelblum geleiteten Geheimorganisation. Ringelblum selbst konnte nach der Sicherung des Archivmaterials mit seiner Frau und seinem Sohn außerhalb des Ghettos im Garten einer katholischen Familie untertauchen, wo sie mit ein paar anderen Familien in einem unterkellerten Gewächshaus wohnten – weniger